

in einem Anhang werden außerdem Archivbestände und Nachlässe aufgelistet. Anhand von Kartenmaterial wird die Gegenüberstellung zwischen der Anzahl mit jüdischen Professoren besetzter Lehrstühle, den Orten ihres Wirkens und der historischen Epoche veranschaulicht (in drei Schritten: vor und nach Gründung des Wilhelminischen Kaiserreichs sowie während der Zeit der Weimarer Republik). Der Ausstellungskatalog bietet damit auch als Nachschlagewerk eine solide Basis für eine weiterführende Lektüre, zu der er animiert.

**Johannes F. Lehmann, Roland Borgards und Maximilian Bergengruen (Hgg.):**

Die biologische Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation. Rombach, Freiburg i.Br., Berlin, Wien 2012, 395 S., Pb., 54 €.

besprochen von **Norman Kasper**

Vergegenwärtigt man sich das enorme Selbstbewusstsein, mit dem der *literary darwinism* an den ›natürlichen‹ Grundlagen von Kunst und Literatur arbeitet, so überrascht es, dass die diskursiven historischen Bedingungen, die die bipolare Einteilung in menschliche Natur und menschliche Kultur entscheidend mitprägen, bisher nur ungenügend thematisiert wurden. Dies lässt sich schon allein am Desinteresse an den wissenshistorischen Fragen ablesen, ab wann der biologischen Vorgeschichte des Menschen ein Einfluss auf dessen Geschichte zuzugestehen sei und – grundsätzlicher gefragt – ab wann die Differenz Vorgeschichte / Geschichte überhaupt zum Organisationsprinzip anthropologischer Genealogisierungsbemühungen avanciert. Insofern der hier anzuzeigende Sammelband diese Fragen in den Mittelpunkt rückt, klärt er eine evolutionsbiologisch konturierte Literaturwissenschaft über die Entstehungsbedingungen ihres eigenen Argumentationsreservoirs auf.

In der Einleitung weisen die Herausgeber hinsichtlich einer Verortung des Menschen im Einflussbereich seiner biologischen Vorgeschichte auf das ungeklärte Verhältnis von »Deskriptivität« und »Normativität« (S. 10) hin. Ausgangspunkt der Forderung nach einer Verhältnisbestimmung ist die Beobachtung, dass die sich lediglich als Beschreibung generierenden Großerzählungen vom Einfluss der biologischen Vorgeschichte des Menschen auf seine kulturellen Praktiken unter der Hand »ein besonderes Potenzial zur Begründung von Normen oder Rechtfertigungen« (ebd.) enthalten. Dieses Potenzial ist ganz maßgeblich an die Art und Weise einer diskursiven Inszenierung des vorge-schichtlichen Wissens gebunden. Als historischer Entstehungsort des anthro-

pogenetischen Fragens wird die Zeit um 1800 bestimmt: »Sind doch hier zugleich *das* Leben und *die* Geschichte als jene dem Menschen unverfügbaren Transzendentalia (erneut) erfunden worden, die der Mensch seitdem gleichwohl empirisch in seine Gewalt zu bringen sucht« (ebd., Hervorhebungen jeweils i.O.). Der Verschränkung von Biologie und Geschichte korrespondiert eine andere, nämlich die von »historische[r] Epistemologie und Narratologie« (S. 13). Damit sind alle Kriterien erfüllt, um dem Band ein dezidiert wissenspoetologisches Interesse bescheinigen zu können; wobei schnell deutlich wird, dass die »narrative Kategorie der *Vorgeschichte*« (ebd.) als Scharnierstelle zwischen einer eher an der Historisierung der biologischen Erkenntnisbedingungen interessierten Perspektive und einem literaturwissenschaftlichen Interesse an der Verbindung von Darstellungsästhetik und Wissensproduktion fungiert. Vorgeschichte – und das macht das Spannungsfeld aus, das zahlreiche Beiträge des Bandes konkretisieren – ist vergangen und gleichzeitig innerhalb der erzählten Geschichte(n) präsent. Dem Narrativ Vorgeschichte kommt dabei nicht nur innerhalb der sich im 19. Jahrhundert langsam etablierenden historischen Vorgeschichtsforschung einige Bedeutung zu; bedeutsam ist es auch mit Blick auf die Formulierung von »Theorien über *biologische Formen* der Tradierung (Weitergabe von Erbinformation)« (S. 14). Deutlich wird an dieser Parallelisierung wie handfest und prägend der Einfluss einer narrativen Ordnung auf die Wissensformation der Felder Biologie und Historiografie ist, auf zwei Felder der Wissensinstitutionalisierung also, die in disziplingeschichtlicher Hinsicht kaum auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können. Ich möchte im Folgenden einige Aufsätze ausführlicher besprechen.

Johannes F. Lehmann präzisiert in seinem Beitrag »Geschichte und Vorgeschichte. Zur historischen und systematischen Dimension einer Unterscheidung« das in der Einleitung aufgeworfene Problem der »Verknüpfungskausalität« (S. 15) von Vor- und eigentlicher Geschichte. Kann es einerseits im Rahmen der Konstitutionsphase vorgeschichtlichen Denkens im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts als gesichert gelten, dass keine »offensichtliche Kausalität« (S. 23) besteht, so ist doch andererseits zweifelsohne von einem – wie Lehmann zeigen kann: flexiblen – Beeinflussungsverhältnis auszugehen: »Der implizite oder auch explizite theoretische Zusammenhang zwischen Vorgeschichte und Geschichte wird durch ein von Fall zu Fall neu zu bestimmendes Verhältnis zwischen Erzähl- und Wissens-elementen gebildet« (S. 24). Zwei grundsätzliche Verhältnisbestimmungen lassen sich hier unterscheiden: Je nachdem, ob dem biologischen Wissen die Rolle zukommt, die Erzählung zu gründen oder demgegenüber »das Wissen von der Verknüpfung zwischen Vor und Danach der performative Effekt der Erzählung selbst« (ebd.) ist, muss der Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation anders bestimmt werden. Eine solche

Bestimmung findet demnach über einem Abgrund von Nicht-Wissen statt, der auf der einen Seite zwar – dies zeigen Lehmanns Untersuchungen zu August Wilhelm Schläzer – zu einem typisch spätaufklärerischen reflexiven, erkenntniskeptischen Umgang mit vorgeschichtlichen Wissensunsicherheiten führt, andererseits jedoch auch, wie bei Herder, zu einer narrativ-performativen Substitution offenkundiger Wissenslücken. Herder nimmt die von Schläzer konstatierte Unlesbarkeit vorgeschichtlicher Zeugnisse zum Anlass, um dessen »nachrichtentechnisch« (S. 31) motiviertes Modell der Wissensübertragung durch ein biologisch-organologisches Erbschafts- und Bildungsmodell zu ersetzen. Indem Herder die »ursprüngliche *Situation* des Gattungswesens Mensch und den Prozess einer Bildung, der über Begriffe wie ›Bedürfnis‹ und ›Leben‹ funktioniert« (S. 34), in den Mittelpunkt setzt, geht es ihm auch gar nicht um Erklärungen für wissenskommunikative Anschlüsse von Vorgeschichte und Geschichte. Im Mittelpunkt steht stattdessen die Weitergabe jener »Gefühle, Neigungen, Gewohnheiten, die der Organismus Mensch durch bedürfnis- und genussvermittelte Interaktion mit der Umwelt *bildet*« (S. 35). Freilich, auch die in der Tradition organologischen Weitergabedenkens stehenden generationalen Vererbungsprinzipien, an denen sich das 19. und frühe 20. Jahrhundert abarbeitet, gleichen eher einer blackbox – und sind damit Teil jener von Lehmann bereits am Beispiel Schläzer aufgerufenen Formation des Nicht-Wissens. Dass dieses Nicht-Wissen jedoch keine Preisgabe der Wirksamkeit vorgeschichtlicher Latenzen bedeutet, zeigt eine abschließende Lektüre von Theodor Storms *Carsten Curator*.

Ralf Simon knüpft in seinem Beitrag »Zur Genese der Denkfigur ›Vorgeschichte‹ bei Johann Gottfried Herder« an das bereits von Lehmann thematisierte Verhältnis von Wissen und Narration an. Simon liest Herder als »genealogischen Theoretiker« (S. 58), dessen *Sprachursprungsschrift* er als Musterbeispiel für die »Organisation von Vorgeschichten« (S. 55) präsentiert. Herders archäologische Bemühungen, die ihn als frühen Historisten ausweisen, werden dabei u.a. als Veränderungen rhetorischer Strategien sichtbar gemacht. Maßgeblich für Herders proto-historistische Einflussbehauptung von Früherem auf Späteres ist in Simons Lesart der Umbau der Erinnerung. Während bis ins 18. Jahrhundert hinein die »*inventio*« die »*memoria*« mehr oder weniger umfassend rekapituliert, sprengt Herders »*inventio* – vermögenstheoretisch: seine produktive Einbildungskraft – [...] den Kanon verbindlicher epistemischer Ordnungen« (S. 61). Simon denkt hier mit Hans Adler vor allen Dingen an jene von Herder neu postulierten Wissenschaften (u.a. »Geogonie, geographische Aerologie, Semiotik der Seele, physiologisch-pathologische Klimatologie«, S. 62), die sich sinnvoll weder in Kategorien der Erfindungs- noch der Erinnerungskunst beschreiben lassen. Und doch geht es letztendlich um nichts anderes als eine Neujustierung im Verhältnis von Erinnerung und Erfindung im Zeichen rekon-

struktiver Genealogisierung: »Herder deutet die *memoria* neu, invertiert die *inventio* in die *memoria* und gewinnt so einen nicht mehr topischen, sondern archäologischen Gedächtnisbegriff, der sich an die Konzepte des genetischen und genealogischen Argumentierens anschließen lässt und zum Tatbestand der Vorgeschichte führt« (S. 63). Entscheidend und mit Blick auf das vorgeschichtliche Denken des 19. Jahrhunderts einflussreich ist der erfindungszentrierte konstruktive Charakter von Herders Erinnerungsstruktur. Die von Simon aufgewiesene Anschlussfähigkeit des archäologisch konturierten Erinnerns an ein genealogisches Argumentieren lässt sich seinerseits innerhalb der Schematisierung Vorgeschichte – Geschichte verorten. Demnach lassen sich folgende weiterführende Fragen stellen: Ist der Umbau der Gedächtnisordnung eine Bedingung für die Möglichkeit genealogischen Denkens im Sinne einer Abfolge von (archäologisch-mnemonischer) Vorgeschichte und (genealogischer) Geschichte oder geht es hier lediglich um eine lose Kopplung? Bleibt der Einschluss der *inventio* in die *memoria* etwas der (re)konstruktiven Arbeit an der Vorgeschichte Äußerliches, gleichsam nur das rhetorische Korsett, mit dem sich diese Arbeit besser beschreiben lässt, oder wird hier ein Strukturprinzip historistischen Selbstverständnisses formuliert? Und wenn man das rhetorische Korsett für essentiell erachtet: Was bedeutet dies für das systematische Verhältnis von Rhetorik und Diskursanalyse?

Unter dem prägnanten Zungenbrecher »Paläontopoetologie« verspricht Peter Schnyder in seinem Beitrag Aufschlüsse »Zur Emergenz der Urgeschichte des Lebens«. Wie der Titel vermuten lässt, nimmt Schnyder beide Dimensionen wissenspoetologischen Fragens in den Blick: Während sich die im frühen 19. Jahrhundert konstituierende Paläontologie auf ihre Erkenntnisbedingungen und Leitideen befragen lässt, kann ein Fokus auf die Darstellungsästhetik wichtige Aufschlüsse über die implizite poetologische Verfasstheit erd- und lebensgeschichtlich akzentuierter Großerzählungen liefern. Zudem bleibt die schöne Literatur selbst im Spiel, denn sie partizipiert über die Variation von geologisch-paläontologischen Motiven und Metaphern an jenem Wissensreservoir, das seinerseits wiederum auf literarische Präsentationsformen rekurrieren kann, um Kohärenz herstellen zu können. Schnyder liefert im Ergebnis eine große Erzählung über große Erzählungen. Doch der Reihe nach. Den Ausgangspunkt der Argumentation bildet die Lektüre von Max Frischs *Der Mensch erscheint im Holozän*. Schnyder macht hier deutlich, dass die Vergewärtigung der Dimension erdgeschichtlicher Zeiträume der menschlichen »Existenz inkommensurabel« (S. 111) sei. Die ungeheuer lange Geschichte der Erde ohne Mensch, mithin dessen »chronologische Marginalisierung« (S. 113), deutet er mit Stephen Jay Gould als Ausgangspunkt einer »geologische[n] Kränkung« (ebd.), deren Entstehung im späten 18. Jahrhundert unter Hinweisen auf Buffons *Epo-*

*ques de la nature* verortet wird. Doch Buffon verfügt noch über kein »wirkliches Konzept einer Geschichte des Lebens« (S. 118), wie es erst Cuvier zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelt. Erst mit ihm lässt sich die »Entdeckung des Phänomens des Aussterbens« verbinden, die zu einer »eigentliche[n] Historisierung des Lebens« (S. 113) führt. Jene Historisierungsarbeit in der Nachfolge von Cuvier verknüpft nun zwar – darin folgt sie Buffon – »biblische und wissenschaftliche Vorgeschichtsnarrative« (S. 126), sie spart jedoch die biologische Vorgeschichte des Menschen aus; denn dieser wird nicht »als einer biohistorischen Entwicklung unterworfen gedacht« (S. 127) wie später bei Darwin. Für die Erzählung der Vorgeschichte bleibt demnach eine Unterteilung in Urzeit und Menschenzeit konstitutiv. Dass jene Zäsur im Vorgeschichtlichen mit dem Namen Diluvium belegt wird, verweist auf die Anleihen der (populär-)wissenschaftlichen Erzählung und Naturgeschichtssillustration bei der biblischen Darstellung. In der Rede von der Sintflut, Flut oder Überschwemmung, so die Übersetzung von Diluvium, orientiert sich die Wissenschaftssprache einerseits ersichtlich an der biblischen Argumentation, codiert diese jedoch andererseits um, denn die biblische Sintflut trennt nicht eine Welt ohne Menschen von der Menschenwelt; sie setzt vielmehr das Vorhandensein dieser Menschenwelt voraus. Erst mit Darwin und der Einsicht, dass (Frühformen des) Menschen gemeinsam mit ausgestorbenen Tieren die Erde bevölkerten, wird ein neues Narrativ und damit auch eine andere Verzeitlichungsstrategie nötig. Schnyders große Erzählung lässt in ihrer teleologischen Fixierung auf den Plot Darwins nur wenig von den Unübersichtlichkeiten des zeitgenössischen vorgeschichtlichen Denkens erahnen. Dies betrifft sowohl die Diskurslage als auch konkrete thematische Aspekte. Mit Blick auf die Diskurslage könnte eine Aufgabe darin bestehen, die epistemologischen Bedingungen der Vorgeschichtsschreibung, wie sie sich etwa anhand des *Archiv für die neuesten Entdeckungen aus der Urwelt* (1819–1824) nachzeichnen lassen, kleinteilig(er) zu analysieren. Hinsichtlich zu konturrierender thematischer Aspekte dürfte ein Blick auf die Verbindung von Riese und Mensch – im Deutungshorizont des 19. Jahrhunderts durchaus eine Art biologische Vorgeschichte – erfolversprechend sein.

Stärker literaturwissenschaftlich akzentuiert ist die Lektüre von Fontanes *Grete Minde* und *Irrungen, Wirrungen*, die Barbara Thums unter den Titel »Es lebe der Ausnahmefall«. Familie erzählen bei Theodor Fontane« stellt. Im Kern geht es um die Rolle der Literatur als Beobachterin und Kritikerin eines biologisierten, normativ rigorosen Naturbegriffs wie überhaupt um die Transformation naturwissenschaftlichen Wissens in literarisches. Den erzählten Ausnahmefällen kommt dabei eine besondere Rolle zu. Zwar sind sie nicht konstitutiv an einen verklärungsgesättigten Realismus gebunden; sie stellen jedoch »ein ausgezeichnetes Experimentierfeld« (S. 186) für die (kritische) Inszenierung norma-

tiver Ordnungen familialer Inklusions- und Exklusionsmechanismen dar. Vor allen Dingen an *Grete Minde* kann Thums überzeugend zeigen, in welchem Maße Literatur »als bioethisches und gerade darin genuin modernes Reflexionsmedium« (S. 208) fungieren kann. Indem die Erzählung jene biologisierte Vorgeschichte ihrer Protagonistin, die Ethnie und Vererbung als natürliche Determination – und das heißt ganz klar: Begrenzung – sozialer und kultureller Teilhabemöglichkeiten ausweist, korrigiert, erweist sich »[l]iterarisches Wissen« als »ethisches Prinzip« (S. 207). Auch wenn Thums die »kulturpoetische Transformationsleistung« (ebd.) von Fontanes erzählten Ausnahmefällen in der Wirksamkeit ihres korrektiven Potenzials etwas überschätzt, verweist diese Transformation jedoch eindrücklich auf die Umcodierung naturwissenschaftlich, vermeintlich wertfrei positiven Wissens in genuin literarisches Kritikpotenzial und damit auf das performative Spektrum ein und desselben Wissensreservoirs.

Caroline Pross geht in ihrem Beitrag dem Verhältnis von narrativer und kulturphilosophischer Ordnung in ausgewählten belletristischen als auch publizistischen Texten von Eduard von Keyserling nach. Ihre Ausgangsthese besagt, dass die Kohäsion von Lebens- und Romanform in von Keyserlings nach 1900 entstandenen Arbeiten als Antwort auf einen vitalistischen Lebensbegriff gelesen werden kann, der jegliche Formansprüche als Einengung durch kulturelle Muster ablehnt. Demnach schützt die Romanform, genauer gesagt: das Festhalten am konventionellen Erzählen, vor einem entfesselten Vitalismus, der den Sprung aus der Kultur heraus mit einer biologistisch gefärbten Triebenthemmung teuer bezahlen muss. Von dieser Perspektive aus betrachtet, wird der schon immer zum Scheitern verurteilte Ausbruch aus der Kultur von den Romanen von Keyserlings »selbstreflexiv« (S. 265) eingeholt. Deren »verhaltene erzählerische Modernität« müsse als Reaktion auf die »unhintergehbare Immanenz in der Sphäre der kulturellen Formen« (S. 266) gelesen werden. Aus dieser Beobachtung zieht Pross den verallgemeinernden Schluss, dass »Geschichten und narrative Schemata [...] nicht aus dem Leben abgeleitet« (ebd.) werden können: »Einen Bezug zum Leben haben sie, indem sie als kulturelle Form an der Überformung, und das kann heißen, an der Minderung des Lebens selbst, teilhaben« (ebd.). Sieht man einmal von der grundsätzlichen Zeitgebundenheit der hier präsentierten kulturphilosophisch motivierten Entgegensetzung Leben/Form ab, die sich einer Verallgemeinerung über das frühe 20. Jahrhundert hinaus sperrt, so könnte man – mit gleichem Recht (?) – die Gegenthese vertreten: dass nämlich von Keyserlings Texte im Festhalten an der traditionellen Form jene erdrückende Kulturalität befördern, die sie – so Pross – doch eigentlich problematisieren. Dieser Lesart folgend ist von Keyserlings Traditionalismus nicht Teil der Lösung, sondern Teil des Problems, denn in der Affirmation

der kulturellen Ordnung unterscheidet er sich kaum von jenen Autoren, denen die frühen Avantgardisten und Kultursoziologen vom Schlage Georg Simmels im Zeichen eines emphatischen Lebensbegriffes den Krieg erklären wollen.

Armin Schäfer radikalisiert das Verbindungsproblem von Vorgeschichte und Geschichte. Vermittelt über die durch das biohistorische Denken des 19. Jahrhunderts geprägte Einsicht in die Konstruktivität vormaliger Lebensformen, leitet er die Unerzählbarkeit des Lebens an sich und damit auch die Unbrauchbarkeit der Relation Vorgeschichte – Geschichte hinsichtlich der Struktur moderner Erzähltexte, namentlich Prousts *A la recherche du temps perdu*, ab. Der Dualismus Leben – Erzählen ähnelt demjenigen Pross' (Leben – Form). Schäfer argumentiert jedoch nicht von der Kulturphilosophie des frühen 20. Jahrhunderts aus; maßgeblich ist demgegenüber das von der Historisierung des Lebens induzierte Kausalitätsdilemma im Verhältnis von Vorgeschichte und Geschichte. In gleichem Maße, in dem ein naturgeschichtliches Denken über eine »spontane Theorie des Realismus« (S. 303) hinaus muss, um die Bindung eines Zuvor an ein Danach plausibel zu motivieren, d.h., um eine in die Vergangenheit hineinprojizierte Kausalität, deren Wirksamkeit sich gleichsam indifferent vom Betrachterstandort zu erkennen gibt, zu verabschieden, muss auch die Literatur jeglichem Abbild-Realismus abschwören. Auch wenn Schäfer um die epistemologische Imprägnierung des literarischen Realismus des 19. Jahrhunderts mit einem philosophischen Idealrealismus weiß, dient ihm als Kontrastfolie für Prousts verstörend moderne Prosa ein – kaum satisfaktionsfähiger – naiver Realismus, der die Literatur auf die ›Wirklichkeit‹ verpflichtet. Dies verwundert insofern, als es Schäfer durchaus um den historischen Ort einer narrativen Selbstreflexivität geht, die sowohl die Literatur als auch ein aufgeklärtes, sozusagen von naiven Kausalitätssehnsüchten gereinigtes lebensgeschichtliches Denken charakterisiert. Der historische Ort bleibt bei Schäfer dennoch gerade auch in seinen systematischen Implikationen unscharf. Dies liegt daran, dass Schäfer zwar in narratologischer Hinsicht moderne Literatur (Proust) und biologisches resp. biogeschichtliches Denken parallelisiert, diese Gemeinsamkeit jedoch nicht in ihren intentionalen Unterschieden würdigt. So sehr Prousts antirealistische Volte, die die *histoire* zugunsten eines ausufernden *discours* ausblendet, auch an die Konstruktivität und Kausalaporien vorgeschichtlichen Denkens anknüpfen mag, so tut sie das doch unter völlig verschiedenen Vorzeichen: Hier – bei Proust – geht es um eine radikal kontingente und radikal subjektive Wahrnehmung, die die chronologische Ordnung eines (auch der Erzählung vorgängigen) Davor und Danach sabotiert; dort – mit Blick auf die biohistorische Verbindung von Vorgeschichte und Geschichte – ist Kausalität und Abfolge zwar prekär, gleichzeitig jedoch das ausdrückliche Konstruktionsziel. In dem Punkt also, wo, wie Schäfer überzeugend zeigt, Proust den ›zu-

reichenden Grund« durch eine Kausalitätsmotivation per assoziativ vermittelter Reihen und Gruppen ersetzt, darf sich die biogeschichtliche Argumentation nicht allzu sehr auf poetisch-assoziative Kohärenz verlassen. Hinzukommt, dass Schäfer dazu tendiert, realistische (Abbildlichkeit) und naturalistisch-deterministische (Vererbbarkeit, Übertragung von biologischen auf soziale Kategorien) Denkfiguren in ihrer Frontstellung zum Proustschen Avancement miteinander zu verbinden, ohne deren durchaus verschiedene epochentypologische Signifikanz (›Realismus«, ›Naturalismus‹) zu diskutieren.

Den narrativen Strategien anthropogenetischer Entwicklungsmuster geht Roland Borgards am Beispiel zweier populärwissenschaftlicher »Eigenlebensschriften der Gattung Mensch« – sog. »Primatographien« (S. 365) – von Michael Tomasello und Frans de Waal nach. Wie erzählen die beiden Primatologen die biologische Vorgeschichte des Menschen? – Ganz unterschiedlich, und doch der strukturellen Muster nach recht ähnlich, wie Borgards zeigen kann. Das Verhältnis, in das sich die Geschichten des Menschen zu seiner primatologischen Vorgeschichte setzen lassen, ist bei beiden Autoren sowohl durch »genealogische Kontinuität« als auch durch eine grundsätzliche »epistemische Differenz« (S. 375) gekennzeichnet. Interessant ist, dass Borgards jene Duplizität von Kontinuität und Differenz nicht nur für die Darstellungspraxen Tomasellos und de Waals für maßgeblich hält. Das Gleichgewicht von Kontinuität und Differenz ist vielmehr grundsätzlich charakteristisch für die Abgrenzbarkeit und Bezüglichkeit der Genres Vorgeschichte und Geschichte. Wird die epistemische Differenz nicht von einer verbindenden Kontinuitätsannahme abgefangen, können aus Vorgeschichte und Geschichte zwei eigenständige Geschichten werden. Verstellt der Kontinuitätsgedanke andererseits die epistemischen Differenzen, so droht die Vorgeschichte selbst zu einem Teil der Geschichte zu werden, von der sie sich doch eigentlich abheben soll. Es sind derartige Überlegungen, die Borgards Beitrag für eine weitere systematische Präzisierung des Verhältnisses von Vor- und Hauptgeschichte bedeutsam machen.

Insgesamt betrachtet, liefert der Band eine Fülle von Anregungen, die in unterschiedliche Richtungen führen. Hier nur ein paar Stichworte. Von der Warte einer narratologisch interessierten Wissensgeschichte aus betrachtet, ließen sich die unterschiedlichen Muster vorgeschichtlichen Erzählens in Biologie und Ethnologie genauer bestimmen, wobei sich sicherlich Brücken zum Diskurs um die ›Wilden‹ oder das ›Primitive‹ schlagen ließen. Mit Blick auf die wissenspoetologische Rolle der Literatur im 19. und 20. Jahrhundert sind zwei Szenarien denkbar (und auf der Grundlage vorliegenden Bandes solide und fundiert überprüfbar): Ein Szenario könnte der Literatur angesichts der disziplinären Differenzierungen (etwa von der Paläontologie zur Paläobiologie) und der damit einhergehenden Förderung fachsprachlicher Abschottungen die poetolo-



gische Vorbildrolle mit Blick auf die Organisation vorgeschichtlichen Wissens absprechen. Ein anderes Szenario hingegen könnte die poetische Rede wieder ins Boot holen, als die Instanz nämlich, die jene Fragen – ob nun mit literarischem Anspruch oder eher populärwissenschaftlich akzentuiert – verhandelt, die innerhalb der Fachlogiken keinen Platz mehr haben. So ließe sich etwa mit Blick auf das frühe 20. Jahrhundert das breite Interesse am Mythos zu populärwissenschaftlichen Fragen der Anthropogenese in der Paläobiologie und der Anthropologie in der Vorgeschichtsforschung in Beziehung setzen. – Erzählt man sich hier die gleichen Geschichten von der Vor- und Urgeschichte des Menschen?

**Norbert Groeben:** Kreativität: Originalität diesseits des Genialen. Primus Verlag, Darmstadt 2013, geb., 24,90 €.

besprochen von **Marcus Willand**

Man kann sich mit einigem Recht fragen, warum ein Buch von einem auch als Psychologen bekannten Wissenschaftler, das der Kreativität »diesseits des Genialen« gewidmet ist, in einem Organ besprochen werden sollte, dessen designierte Aufgabe darin besteht, Literatur- und Wissenschaftsgeschichte aufeinander zu beziehen. Tatsächlich aber wird sich schwerlich eine zweite Publikation finden lassen, die mit einer solchen Konsequenz genau diese Bezüge herstellt, und das explizit in jedem der vier Haupt- und jedem der jeweils fünf Unterkapitel.

Doch wie macht das Norbert Groeben, der – 1944 geboren, 1972 Habilitation in Psychologie, 1982 in Literaturwissenschaft – bis 2007 als Professor der Sprach-, allgemeinen und Kulturpsychologie, ab 1993 ebenso als Honorarprofessor für Allgemeine Literaturwissenschaft lehrte? Kurz: Er *zeigt* durch Inhalt und Struktur seines Buches genau das, was er vermitteln möchte: Kreativität. Doch hat nicht bereits Emil Staiger vor der »peinlichste[n] Nachdichtung« gewarnt,<sup>1</sup> vor einer zu intensiven Annäherung der Gegenstandsbeschreibung an den Gegenstand? Und sind zehn Seiten Literaturverzeichnis und sieben Seiten Endnoten nicht doch etwas sehr schmal für ein wissenschaftliches Werk von 262 Seiten? Die Antwort ist: Ja, sicherlich. Aber was Groeben hier vorgelegt hat, ist eben kein *Fachbuch*, sondern ein *Sachbuch*; ein Sachbuch jedoch, das gleichwohl von einem Fachwissenschaftler gelesen werden kann.

---

<sup>1</sup> Emil Staiger: »Die Kunst der Interpretation«, in: *Neophilologus* 35 (1951), S. 1–15, hier: S. 2.